



## Eagen aus Ansbach.

Des  
Marie von Oelke.



Wißt Du ein Cook lassen lernen, so mache Dich bekannt mit einem Weibere: so sagt ein alter Spruch. Doch andere Weiber sollen hier dem gemeinen Ueber vorgeführt werden, Spatzgäuber, die nur wohl der Vergangenheit angehören, aber ehemals die alten, jetzt abgeschrockenen Häuser von Ansbach als Aufenthalt inschatten.

Es mögen nun an die fünfzig Jahre her sein, da war in dem alten Schringerhaufe wieder einmal ein Weibere, das, wie in damaliger Zeit üblich, schon zur Winterzeit seinen Anfang nahm. Die Weibere befand sich in einem entlegenen Theile des weißkalkigen Gebäudes, in dem sogenannten Kreuzgang. Die beiden Weiberefrauen hatten bereits die Wäsche im Kessel und darunter ein mächtiges Feuer angemacht. Ein Stübchen konnte man kaum noch der Ruhe pflegen, bis die eigentliche Arbeit aufgenommen werden mußte. Wer beschränkte aber das Aufsehen der beiden Frauen, als sie zur Arbeit gerückend zahlreiche Besuch in der Weibere verstanden! Hochwürdige Gesellschaft, wohl ein ganzes Duzend, in weißen, grauen Gewändern und mit grauem Kopfre, ließ über das Gesicht hereingetragen, sahen um den großen Weibere, hatten Spielborten in den Händen und warteten sich gegenseitig aus vollen Stühlen zu. Doch alles lautes, stille. — Welche vom Tische, vor dem Schilde, sahen eine gleiche Gesellschaft und leuete aus Unbehörten ein. „Schweizer? Weiber? Da hinein? Nein! Alle guten Weiber leben Gott den Herrn!“ Nach einer Weile, während der die beiden Frauen sämtliche Hausbewohner aus dem Gebäude aufgejagt hatten, ging man mit Verköstigung und ernstigt gegen die Weiber vor. Ueße, wie um etwas Schlafendes nicht zu werden, öffnete man die Weiberefenster. Keine Spur mehr von den Weibere! Das Feuer löschte und die lechende Schmelze quälte im Kessel, das konnte man hören, aber sehen — nichts! — Die beiden Frauen hatten zum ausgeschickten Schrecken noch den Spott und Scherz der um die Kreuzstraße gebrachten Hausbewohner ausgehalten. —

Im gleichen Gebäude ließ sich früher auch ein Weibere ohne Kopf sehen. Sein Verschwinden brachte man mit einer andern Sage zusammen, nämlich: Als die

Schwaben ihr Unwesen in Westphal trieben, waren sie auch in die Westphalen-Länder eingebrungen und hatten den Heiligen seinen Kleider benutzt. Seine Schuhe ließen sie verstreut in dem kleinen Garten der Schwanzentrostkapelle liegen. Fremde Hände sammelten sie wieder und sandten sie nach Rom. Nur das Haupt war davon ungeschaffen; es war nirgends zu finden. Erst nach hundert und mehr Jahren wurde im sogenannten Märtyrerkloster hinter einem Schranke des Heiligen Haupt wieder gefunden. —

In der mittelrheinischen Kurpfalzstadt war in alten Zeiten das Wasser ein rarer Artikel. Und dennoch gab sich in der etwas dunklen Straße ein Weib mit diesem Elemente ab. In der Nähe des Spinnhofes stand ein kleines, hübsches und unheimlich ansehendes Häuschen mit einer Holzgallerie, auf die nach dem Hofe zu die Zimmerthüren mündeten. Hier ging „der Hans“ um mit einer großen Wasserbutte. Werthalt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. — Einmal war ein neugieriges kleines Mädchen mit Vorbedacht über sein Vorkommen in Unwissenheit gefallen worden. Darum bereite es ihr — wie sie mir nach Jahren als alte Frau erzählte — keinen kleinen Schrecken, als sie an einem Abend beim Lichtbühnen eine große Gesellschaft vor sich die Stiege hinabgleiten und plötzlich verschwinden sah. Der Boden des Vorplatzes und der Gallerie, auch die Stufen der Stiege waren danach „glänzend“. Die Dienerschaft, die auf des Mädchens Befehl herbei eilte, war nicht weniger erschrocken, da ja alle Mädchen, sobald sie erbedeten, daß es in dem Hause umgehe, auf und davon liefen. Man versicherte dem Mädchen, daß sich sicher alles natürlich erklären ließe, und hat es, hartüber gegen alle Fremde Willkürseligen zu betrachten. Das Mädchen ließ sich beruhigen und blieb im Hause. Doch als sich nach Jahresfrist der gleiche Vorgang wiederholte, da gab es kein Halten mehr. Das Mädchen gab die Stelle auf; es hatte genug von dem „Wasserhans“ gesehen. —

Nichts lieber war uns Kindern, als am Abend recht gräfliche Gesellschaften von unserer alten Köchin erzählen zu lassen. Da fürchteten man sich so großem Schen im Hause und, wenn dann die Bettdecke über den Kopf gezogen war, hatte man wieder so ein hübsches Gesicht: jetzt kann ihr kein Weib und kein Weipenß mehr an. Hauptächlich interessirte uns die „Gefellschaft“, die in unserem und in dem gegenüberliegenden Hause und im sogenannten alten Schloß umgehen sollte. Wir haben freilich das Weipenß zu unserem Leidwesen niemals zu sehen bekommen, obwohl das Kinderzimmer in dem vom Weipenße bewohnten oberen Stocke sich besaß. Aber die alte Herrin, so benannte sich unser alte Köchin, hat die Gefellschaft zum Hören durch ihr Zimmer wandeln sehen. Es ist eine mittelgroße Gesellschaft in weißen Tüchern gewesen, durchsichtigen mit einer großen Weib; sie ist sagend auf einem leuchtend roten Wege bis zum Fenster gegangen, durch dieses in der Luft bis zum Nachbarhause, worin sie der nach schwebend entfiel. Natürlich wollten wir auch die Lebensgeschichte dieses Weipenßes wissen und so erzählte die Köchin folgendes: Es war vor langer, langer Zeit ein Weipenß am Hofe des Markgrafen, damals, als dieser noch

im alten Schloß wohnte (jetzt Herberge zur Heimat). Der Edelknecht besah die Hofstatt, seine Mutter lag im Sterben und wollte sie noch einmal sehen. Aber anstatt dem Wunsche der Mutter gleich nachzukommen, verließ er auch die Mitternacht bei seiner Geliebten, einem Edelknäulein der Markgräfin. Am Mitternacht bestieg er sein Pferd und setzte über den Graben hinter dem Tor, weil das schon geschlossen war und er den Wächter nicht wecken wollte. Im Graben stand nämlich, wie man im Sommer, kein Wasser. Auf der andern Grabenseite konnte aber gutwillig ein Bauer auf einen, an dem er sich stützen wollte. Als der Edelknecht drüber angelangt war, erhob sich der Bauer und warf eine Krugkugel gegen ihn. Sie traf gut und der Edelknecht fiel, ohne einen Laut von sich zu geben, tot zur Erde. Jetzt erst wurde der Bauer gewacht, daß er einem Missethäter getroffen hatte, und er trug den Toten weg und verscharrte ihn. Der Edelknecht war verschunden und blieb verschunden und seine Mutter war auch gestorben, ohne ihr Kind noch einmal zu sehen. Weil nun der leichtfertige Edelknecht selbst seinem Tod verschuldet hat, so muß er zwischen der Stelle, wo er den Tod fand, und dem Schlosse zu bestimmten Zeiten umgehen und erst, wenn keine Waage mit der Zeit beendet ist, darf er zur Ruhe kommen. —

Nur wenigen wird bekannt sein, daß in der Jägerstraße eine heimliche Frau in grauem Gewand, mit großer Haube und einem flüsternden Schleißebande umgibt oder umging. Eine Sage darüber lautet: Nicht weit von den Hundstürmen stand früher ein Hof- oder Landhaus. Darin wohnte ein lebenslängliches Ehepaar, das häufig die damals so vielfachartige Gefälligkeit mitmachte, so daß es oft erst lange nach Mitternacht hinein eine eigene Wohnung aufsuchte. Die Familie hatte eine alte Dienerin, der es oblag, den Heinscheidenden die Haustüre zu öffnen und der Geduligen aus dem Gesellschaftskreise zu helfen. An dem Tage, von dem hier die Rede sein soll, war es wieder einmal Mitternacht geworden, ehe die Herrschaft heimkam und die milde Dienerin war eingemüht. Da plötzlich hörte sie Geräusch auf der Straße. Schnell griff sie nach dem Schlüssel, um die Straße hinauszugehen und zu öffnen. Da kam ihre Herrschaft schon heraufgezogen und vor ihr stand eine lange Gestalt mit großer Haube, wie man sie damals schon lange nicht mehr trug. Die Gestalt wußte der Dienerin mit der Hand und verschwand. Die Herrschaft hatte gar nicht bemerkt, daß es jemand anders war, der geöffnet und geschloßen hatte. Die alte Dienerin ging nun andern Tage zu der allein unten wohnenden Hausfrau, um ihr zu danken; denn sie meinte, die hätte für sie geöffnet und geschloßen. Doch die Frau versicherte ihr aufs Wort, sie wäre in der Nacht nicht aus dem Zimmer gekommen; aber sie solle nur über die Geschichte schweigen, die Frau mit der Haube sei sicher „die graue Frau“ gewesen, die schon seit unvorstellbaren Zeiten hier im Hause saß. — Nun aber noch die letzte Sage, die Sage vom heimlichen Geist auf dem Teichberg. —

Über den Teichberg, der zwischen Schallhausen und Steinhilber nicht weit von Warbach liegt, zieht eine Waldschnecke; die heißt „der heimliche Geist“. Von diesem heimlichen Geist geht eine Sage, die zurückgreift auf die Tage des

H. Humbertus, und diese Sage wird so erzählt: Als die damaligen Einwohner der Gegend einmal einen Heud auf dem Hochberg neben der alten Kirche, die dort stand, opfern wollten, war mitten unter das vorjarniche Heu ein fremder Mann. Es war der H. Humbertus, der von den Thern des Reichs hergezogen kam, um auch hier den Heiden das Evangelium zu bringen. Humbertus fing an zu sprechen: die Leute können zu und hören sich durch seine Worte überzeugen. Sie fanden ab von der Opferfeier und drängten nach der nahen Quelle, dem Humbertusbrunnen, um sich da waschen zu lassen. Nur ein Mann, Uelohd soll er geschrieben haben, blieb zurück; er hatte den Heud zum Opfer hergebracht. Als alle fort waren, nahm er seinen Heud und führte ihn wieder heim in seinen Hof am Scherwäizer. Am folgenden Morgen kamen unter Führung des H. Humbertus Männer darauf zur Kirche, schlangen sie um und machten Feuerholz gemacht. Damit erbaute sie auf dem früheren Opferplatz eine Kapelle; denn er sollte von jetzt ab ein christliches Heiligthum tragen. Am nächsten Winter, zur Zeit der heiligen zwölf Nächte, brachte Uelohd seinen Heud auf den einsam stehenden Berg und stellte ihn in die Kapelle mit dem Wunsch, das wilde Feuer möge ihn bei seinem Vorübergang mitnehmen. Weil aber darauf Hochwasser einmal und so Uelohd lange Zeit nicht mehr zum Berg gelangen konnte, fand er bei der nächsten Nachschau den Heud verhungert. Man schickte Uelohd Keilig um die Kapelle und gab ihm es an; es sollte ein großes Opferfeuer werden und wurde es auch. Als der H. Humbertus davon erfährt und auf den Berg kam, war alles vom Feuer ausgeht. Da verfluchte der Heilige den Heud, wegen dessen die Kapelle in Flammen aufgehen mußte. Und auf einmal, da stand der Heud in Stein geformt auf der Brandstätte. Jahrtausende lang soll er dort gestanden sein, bis Meer und Land des Steins gemitet hatten. Der Stein ist verschwunden, der Flamm ist geblieben und hauset heute noch am Standorte. Selbst eine Spur von der alten Heiligheit der Stelle ist erhalten: Man sagt, vorübergehende Hirten mit schlechtem Gewissen sehen dort allerlei Spitzhaken.

## Märchen aus Franken.

### Der Zauberring<sup>1)</sup>.

(Entworfen von: Wirtensitz bei Marktzeilendorf.)



Es war einmal ein Schneider. Der hatte hundert Kaufleute. Wenn andernmalig haben verkauft er und den letzten verkaufte er. Für den Erbsen kaufte er sich ein Schiff und Getreide. Weil sein Vater gestorben war, nahm er seine Mutter mit auf die Handelsfahrt. Sie fuhren mit dem Schiff voll Getreide den Fluß hinab und kamen so neben einem Weidloch vorbei, und weil die Sonne so schön schien, landeten sie an und stiegen heraus. Als sie am Ufer waren, kam ein Mann

<sup>1)</sup> Die Erzählung entstammt aus der volkenkundlichen Zeitschrift zum Jahresbericht des Bundes für Kunst, Wissenschaft und Kunstverbreitung in Würzburg (v. U.) auf das Jahr 1914.